

## Systematik

Gerl-Falkovitz, Hanna-Barbara, *Freundinnen. Christliche Frauen aus zwei Jahrtausenden*, Pfeifer/Wewel-Verlag: München 1994, brosch., 152 S., DM 26,00.

In Deutschland werde heute eine Frau »eher vom Blitz erschlagen als mächtig«. So stand es in »Focus« zu lesen. Wenn das stimmt, überrascht uns das Mittelalter noch mehr. Frauen von einer Machtfülle wie die Kaiserin Theophanu und Hedwig von Schlesien, oder Frauen mit einer gewaltigen Bildung wie Hildegard von Bingen, solche – man darf wohl sagen: atemberaubenden – Frauen darf es angesichts des feministischen Dogmas von der geschichtlich prinzipiellen Unterdrückung der Frau, zumal im Christentum, gar nicht gegeben haben.

In ihrem neuen Buch »Freundinnen« porträtiert Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz sechs »christliche Frauen aus zwei Jahrtausenden«. Es sind auch jüngere dabei. Bei Annette von Droste-Hülshoff leuchtet das künstlerische Genie, bei Ida Friederike Görres die intellektuelle Kultur.

Frauen – Macht – Erfüllung: in diesem Dreieck bewegt sich ein nun fünfundzwanzigjähriger öffentlicher Diskurs über die Frau in der modernen Gesellschaft. Und er hat in tiefsitzende Verkrampfungen geführt. Da geben die »Freundinnen« der Gerl-Falkovitz einen Blick nach innen und ins Weite frei.

Dann ist da »unter den Freundinnen« noch – wiederum in angeblich so finsternen Mittelalter – diese Katharina von Siena, die Tabubrecherin, die alle gewohnten Maßstäbe sprengt – damals wie heute. Einer vordergründigen feministischen Theologie muß diese heilige Frau wohl einfach quer im Halse stecken bleiben.

Ohne die Macht einer Theophanu oder Hedwig, ohne die Bildung der Hildegard, ohne das künstlerische Talent der Annette schreitet Katharina, das einfache Mädchen aus dem Volk über alle natürlichen Grenzen hinweg und verändert die große Politik. Katharina: ein Geheimnis göttlicher Berührung? Gewiß. Gerade deshalb läßt sie sich nicht archivieren. Diese Katharina darf als Zumutung empfunden werden.

Einen Schlüssel zu dieser faszinierenden, ebenso fremden wie vertrauten Gestalt, wie überhaupt zu allen »Freundinnen«, liefert Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz dort, wo man ihn am wenigsten zu finden erwartet: in ihrem Porträt der gepeinigten Künstlerin Annette von Droste-Hülshoff – gepeinigt vom

Sog der Natur, der Erde, des Alls und der von ihnen verweigerten Erfüllung, von der Todessehnsucht alles Lebendigen. »Hingabe, nicht Preisgabe« lautet in aller Kürze der Schlüssel. Annettes Rettung vor der Selbstpreisgabe seien, so die Autorin, die Evangelien. Sie »zelebrieren nicht das Fortgleiten ins Untermenschliche, ekstatisch Tödliche. Sie bilden vielmehr den Menschen heraus, der Antwort, Entscheidung, Einsatz formulieren kann. Sie fordern Hingabe, nicht Preisgabe. Nicht: verschlungen vom Göttlichen, sondern erhöht zu Gott.«

An den Herrscherinnengestalten Theophanu und Hedwig arbeitet die Autorin eine gewisse Unnahbarkeit heraus. Die Person in ihrer Subjektivität geht in einer Weise, die unseren Vorstellungen von Menschlichkeit kaum noch zugänglich ist, auf in ihrer Autorität, einer im ontologischen Sinne heiligen *auctoritas* (von »augere«, im Sinne von Mehrerschaft, wie die Autorin anmerkt). Das mag als vornezeitliches Selbstverständnis oder Quellenbild mittelalterlicher Geschichtsdokumente verstanden werden. Es ist aber auch – vielleicht um so mehr – Ausdruck einer gänzlichen Hingabe an die Aufgabe. Das Persönliche hat schlechthin zurückzutreten. Zugeständnisse an die eigene Person werden als Verrat an der Aufgabe empfunden. Und Verrat an der Aufgabe als Verlust der Identität. Untreue ist Selbstpreisgabe der Person. Die Treue zu dem Ruf, den sie vernommen haben, scheint auch für Hildegard und Katharina wie für Ida Friederike Görres zugleich die Gewähr ihrer persönlichen Erfüllung zu sein. Bei jeder von ihnen auf eigene Weise ist es ein Ruf der Liebe, der unentwegt Antwort, Entscheidung und Einsatz (mindestens des Herzens) verlangt. Diesem Ruf gegenüber stumpf zu werden, scheint als Untreue, Identitätsverlust, als Selbstpreisgabe verstanden zu werden.

In drei ergänzenden Essays, von denen jeder beanspruchen darf, eine Tür in heute eher verschlossene Wahrnehmungswelten aufzustoßen, gelingt es Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, die ferne Welt der »Freundinnen« ins Heute zu holen, sie sozusagen alltagstauglich zu machen, tauglich insbesondere auch für die Anfechtungen unseres Alltags.

In »Die Nähe der Frau zu Magie und Erlösung« geht die Autorin, angelehnt an Werner Bergengruen, der Fortwirkung noch keineswegs überwundener heidnischer Traditionen in der Gegenwart nach. Allerdings verfällt sie nicht jener vordergründig feministischen Neigung, intellektuell in archai-

schen Matriarchaten und bei animistischen Muttergottheiten herumzustreuen. Ihr Thema bezieht seine Aktualität auch nicht aus jugendlichen Moden in der esoterischen New-Age- oder Okkultismus-Szene. Vielmehr steigen allenthalben in unserem postmodernen Polytheismus, besonders sichtbar in der Kunst, die archaisch-heidnischen Bilder und Zeichen aus den Untergeschossen der Kultur wieder auf und besetzen die Etagen, aus denen die christlichen Glaubensbestände verdunsten – und mit ihnen die Erlösungsgewißheit der Offenbarung. Selbst die Theologie ist nicht gefeit vor mancherlei »mythopoetischer Bastelei« (Claude Lévy Strauss).

Ein anderer Essay macht vertraut mit den sparsamen Äußerungen Romano Guardinis zur Frau und zum Geschlechterverhältnis. Hier begleitet die Autorin den Leser behutsam zur Schau einer gestörten Entfaltung des Menschseins. Der Sündenfall ist die *condition humaine*. Der Riß geht durch Geist und Leib. Und er entzweit den Trieb. Begierde und Widerwillen, geschlechtliche Anziehung und Ablehnung der anderen Person gehen sehr wohl zusammen. Guardinis Gedanken zum Selbstwiderspruch des Triebes werfen unversehens blitzhelles Licht auf alle Sex-Rhetorik, die den Geschlechterkampf durchzieht. Eine fast vergessene Erkundung des allgegenwärtigen Bruchs der ursprünglichen Gemeinschaft zwischen Mann und Frau. Sexualität ist, würde man heute sagen, totalisierende Praxis, ähnlich der Sprache. Man kann sie nicht beschreiben, ohne schon zu praktizieren. Den Riß kann nur die personale Liebe heilen.

Der dritte Essay eröffnet das Buch, umschließt es in gewisser Weise auch, macht es vollends zu einem Buch für heute. Er ist eine Kontemplation über den Alltag Marias. Als deutsche Professorin meidet die Autorin das Wort Kontemplation und überschreibt den Essay lieber mit »Nachdenken über den Alltag einer Frau: Maria«. Auf wenigen Seiten werden Schätze modernster Spiritualität des Weltchristen gehoben. Der (graue) Alltag ist Ort des Miteinanders mit Gott. Die liebende Begegnung, der ständige Umgang mit ihm, wo auch immer, macht »aus der Prosa des Alltags epische Dichtung« (Josemaría Escrivá).

Gerl-Falkovitz sagt das so: »Es ist in ihrer (Marias) Gestalt etwas gänzlich Unerwartetes vorgelegt worden. Nämlich die Tatsache, daß im irdischsten aller Alltage, im Weben, Wasserholen, Brotbacken, Feuermachen, im Empfangen und zur Welt Bringen, ja auch im Verlieren und Bestattenmüssen um die Welt Gottes gesorgt wird.«

Hans Thomas, Köln

*Leinsle, Ulrich G., Einführung in die scholastische Theologie (UTB für Wissenschaft, UTB 1865), Verlag Ferdinand Schöningh: Paderborn u. a. 1995, 353 S., ISBN 3-506-99461-1, DM 32,80.*

Es ist nicht einfach zu bestimmen, wie der Begriff der Scholastik in der wissenschaftlichen Diskussion geführt wird. Einerseits haftet dem Begriff ein Mißtrauen an, insofern er mit Rückständigkeit, dunklem Mittelalter usw. verbunden wird. Andererseits kennt die Forschungsgeschichte hervorragende Arbeiten zu diesem Thema. M. Grabmann prägte z. B. den Begriff der »scholastischen Methode«, die zum Inhalt hat, die Rationalität des Offenbarungsinhaltes darzulegen und zu verteidigen. G. Manser versteht unter Sch. all das, was an den mittelalterlichen Schulen gelehrt wurde. M. de Wulf nimmt zur Begriffsbestimmung ein inhaltlich-formales Kriterium: Sch. ist dasjenige Denken, das vom 12. Jh. bis ins Spätmittelalter hinein eine große Majorität erlangte, in fundamentalen Fragen Einigkeit zeigte und inhaltlich eine Synthese abendländischer Grundüberzeugungen gewonnen hatte. W. Kluxen sieht dagegen die Sch. bereits im Mittelalter als eine partikuläre Größe an. Die schulmäßigen Versuche, eine Definition des Wesens der Sch. zu finden, gibt der Vf. auf, nennt dagegen einige Charakteristika, die der Sch. zu eigen sind (9ff): Schulgebundenheit/Schulmäßigkeit, Methodenfrage, Kirchlichkeit. Der Vf. versteht die Sch. deswegen nicht i.S. eines definitorischen, univoken Begriffs, sondern als Sammelname für »jene Theologien, die in den Schulen und Universitäten des Mittelalters in verschiedenen Ansätzen entwickelt und z.T. in der Frühen Neuzeit noch gepflegt bzw. erneuert wurden. Unterscheidende Kennzeichen gegenüber gleichzeitigen Formen von Theologie sind die in diesen Schulen für die Theologie rezipierten Methoden der Kommentierung eines autoritativen Textes, der *lectio*, *disputatio* und *praedicatio* in der Berücksichtigung des wechselnden Rationalitätsstandards und Wissenschaftsbegriffs der einzelnen Epoche« (14f). Die genetische Methode des Scholastikbegriffs bestimmt deshalb den Aufbau des Buches: Das gesamte Spektrum dieses Theologietyps, von der Entstehung der Sch. (16ff), das Selbstverständnis frühsch. Theologen (69ff), hier werden Anselm v. Canterbury, Schule v. Laon, Viktoriner, Gilbert Porreta u. Petrus Lombardus dargestellt, über die Blüte der Sch. (»Theologie als Wissenschaft im Rahmen der Universität«, 111ff), wird ausführlich dargestellt. Bei der zu behandelnden Frage der Aristotelesrezeption werden den frühen Dominikanern (139ff), Albertus Magnus und Thomas v. Aquin (147ff; 155ff) besondere